

Rudolf Steiner

«Josephine». Schauspiel in vier Aufzügen von Hermann Bahr

Erstveröffentlichung: Magazin für Literatur 1899, 68. Jg., Nr. 51 (GA 29, S. 355-357)

Aufführung im Lessing-Theater, Berlin

Bonaparte ist grenzenlos verliebt in die schöne Josephine Bezuharnais - so verliebt, dass er den ganzen Tag nichts tun möchte, als mit dem süßen Weib kosen. Sie aber möchte ihn mit Barras betrügen. Deshalb schickt sie ihn von Paris fort zum Heere. Er denkt, während rings um ihn der Sturm der Schlachten tobt, an nichts als an seine Josephine. Wenn sie ihm zu selten schreibt oder wenn ihre Briefe zu kurz sind, da wird er wütend, stürzt sich in das Kampfgetümmel und erringt einen seiner glänzenden Siege. So wird er, ohne dass er was dafür kann, ein Held. Die Franzosen machen ihn zum Konsul. Jetzt denkt er auch ein bisschen darüber nach, was sich für einen großen Mann schickt. Es schickt sich nicht für ihn, den ganzen Tag zu liebeln. Also vernachlässigt er die gute Josephine, der er doch seinen Ruhm verdankt. Es schickt sich aber auch für ihn, sich «anständige Manieren» anzueignen. Deshalb lässt er sich den Schauspieler Talma kommen, der sie ihm beibringt. So wurde aus dem kleinen verliebten Bonaparte der große Napoleon. Es gibt unzweifelhaft zwei Menschen, die diesen Standpunkt vertreten; der eine ist der Soldat, der Napoleon auf seinen Feldzügen begleitet, um ihm die Stiefel zu putzen, der andere ist der Wiener Poet Hermann Bahr. Beide haben die Gesinnung, die man gewöhnlich mit dem Satz treffen will: «Für den Kammerdiener gibt es keine Große.» Mit den obigen paar Sätzen haben wir nämlich den Inhalt eines «Dramas» Hermann Bahrs wiedergegeben, das am 9. Dezember im Lessing-Theater aufgeführt worden ist. Es ist vor längerer Zeit bereits in Wien über die Bretter gegangen, die sonst manchmal die Welt bedeuten. Ich vermute, dass man damals den ausgelacht hat. Denn er fühlte sich veranlasst, die folgende «Ehrenrettung» seines «Dramas» zu schreiben: «Man hat mir nachgesagt, dass ich in meiner den Bonaparte verspotten wollte. Manche haben das gelobt, viele hat es geärgert; aber niemand hat

[356]

gezweifelt, dass es der Sinn des Spiels war, einen Helden lächerlich und klein zu machen. Mir ist das seltsam zu vernehmen gewesen: denn daran hätte ich niemals gedacht, sondern ich habe gerade an einem unzweifelhaft großen Menschen zeigen wollen, was das Leben ist.»

«Das wird freilich erst durch das Ganze ausgesprochen werden. Die <Josephine> ist nämlich das erste Stück einer Trilogie ..., der anfangende Mensch ... glaubt noch, dass er für sich auf der Welt ist, um sich selber darzustellen. Er weiß noch nicht, dass er für sich selbst nichts bedeuten kann, sondern nur in der großen Handlung der ewigen Komödie mitwirken soll. Nein, sein eigenes Leben möchte er leben. Wie ihm das abgewöhnt wird und er lernen muss, sich im Takt des Schicksals zu bewegen, das macht den ersten Akt unseres Lebens aus. Hier ringt der Jüngling mit dem Schicksal. Er mag nicht auf sich verzichten, er wehrt sich, er will sich und sein Leben selber bestimmen. Er will nicht dienen. Er hat seine eigenen Pläne mit sich, diesen will er folgen. Aber er muss erleben, dass das Schicksal stärker ist. Wer so weit ist, wer dem Schicksal gehorchen gelernt hat, wer sich nicht mehr wehrt, tritt in den zweiten Akt ein, in das melancholisch heitere Spiel des Mannes. Der Mann weiß, dass es nicht des Menschen ist, sein Leben zu bestimmen. Er weiß, dass er einer großen Macht untertan ist, der er sich nicht widersetzen kann. Er weiß, dass wir Werkzeuge sind, mit welchen nach unerforschlichen Plänen an unerforschlichen Werken geschaffen wird. Niemand darf je vermuten, was denn seine Handlungen bedeuten. Wir fühlen wohl, dass ein ungeheurer Sinn unsere Existenz beherrscht, aber es ist uns nicht vergönnt, ihn zu erblicken. Es gibt für uns nichts als gehorchen ... Endlich im dritten Akt des Lebens ist der Mensch vom Schicksal frei geworden. Er hat seine Rolle besorgt, nun tritt er von der Bühne ab, der große Direktor entlässt ihn ... das Wesen des Greises ist, dass er frei geworden ist und jetzt nach abgelegter Rolle endlich für sich leben darf... Das Schicksal braucht einen Tyrannen und nimmt dazu einen Troubadour. Wie klein sind unsere Wünsche, wie groß ist das Schicksal! Dies habe ich darstellen wollen: in der <Josephine>, wie die unbekannte Macht ihn

[357]

einfaßt, den Träumer in den Krieg schickt und den Poeten zum Helden werden läßt, ob er sich auch wehrt und von seinem Heldentum nichts wissen will; im zweiten Teil, seiner Liebe zur Walewska, wie er zum Mann geworden ist, der sich dem Schicksal ergeben hat und weiß, dass wir dienen müssen, und gehorsam seine unbegreifliche Rolle verrichtet..., im dritten Teil, auf der Insel, wie er ausgespielt hat und vom Schicksal freigeworden ist, wie er endlich jetzt nach sich selber leben darf, und wie da der Kaiser und Held von ihm fällt und er wieder zum korsischen Schwärmer wird, der mit wilden Träumen hinausblickt... »

Es ist doch drollig, wie sich in dem Kopf dieses Dichters die Welt spiegelt. Der Mensch, der frei sein will, um mit Josephine zu liebeln, den aber das Schicksal unfrei macht, zum Manne, der die Völker Europas von West bis Ost durcheinander rüttelt, weil er «dienen, gehorchen» muss, und der endlich «frei» wird, als er gefangen seine letzten Tage auf einer einsamen kleinen Insel verbringt!!! Die Kammerdienergesinnung muss groteske Purzelbäume schlagen, wenn sie zur Philosophie werden will. Schade, dass Hermann Bahr nicht Naturhistoriker geworden ist. Ich stelle mir eine von ihm nach dem Rezept seiner Napoleon-Schicksal-Weisheit geschriebene Naturgeschichte recht nett vor. Es könnte da zum Beispiel zu lesen sein: «Der Löwe ist das gutmütigste Tier. Wenn er Heißhunger hat und ihm in der Wüste ein Wanderer begegnet, legt er sich hin und bittet den Menschen, <friß mich doch auf, damit ich von meinem Hunger erlöst werde>» Und an einer anderen Stelle könnte man lesen: «Die Odeurproduzenten haben lange nach einer Pflanze gesucht, die besonders wohlriechend ist – und fanden sie endlich in dem Teufelsdreck » -